Zweites Blatt

Nebraer Anzeiger

Druck und Verlag: Buchdruckerei Wilh. Sauer in Roßleben.

№ 125 Dienstag, den 18. Oktober 1932. 45. Jahrgang

Der Reichskanzler in Westfalen

Programmrede Papens vor den Vertretern der Wirtschaft.

Paderborn, 17. Oktober.

Reichskanzler von Papen hielt am Sonntagmittag in Paderborn die angekündigte Rede vor den Angehörigen aller Wirtschaftsstände und Berufe aus Westfalen, Hessen-Nassau und Hannover. Während der Kanzler in München in der Hauptsache über die politischen Absichten der Reichsregierung gesprochen hatte, verbreitete er sich in Paderborn vornehmlich über die dringenden Wirtschaftsfragen. Er führte dabei folgendes aus:

„Die Reichsregierung ist tief durchdrungen von der Verantwortung für das Schicksal eines großen Kulturvolkes und von der Aufgabe, es durch einen dritten Winter mit Millionen von Arbeitslosen zu führen. Ihre Wirtschaftspolitik kennt daher nur das vornehmste Ziel: Arbeit und Brot zu schaffen und dem Wiederanstieg der Wirtschaft die Bahn frei zu machen. Schon seit drei Jahren stehen die deutsche Wirtschaft und das deutsche Volk im härtesten Kampfe um ihre Existenz.

Wie lange soll dieser Kampf noch dauern? So fragt man uns heute. Er wird solange dauern, bis wir unsere ganze Freiheit wiedererlangt haben.

Der Wirtschaftskampf ist ein wichtiger Teil unseres nationalen Freiheitskampfes.

Seine Grundlage war die Aufrechterhaltung der Währung, sein Ziel die Befreiung von den Tributen. Denn der Ausgang der Verhandlungen von Lausanne, der der deutschen Wirtschaft die Befreiung brachte von schweren, unerträglichen Belastungen und dem deutschen wirtschaftenden Menschen wieder neuen seelischen Auftrieb gab, war die Voraussetzung, daß die Regierung von der Verteidigung gegen die Wirtschaftskrise nun zum Angriff, das heißt zur starken Anregung aller wirtschaftlichen Kräfte im Sinne einer Besserung der Lage, überging. Das war der führende Gedanke im Wirtschaftsplan der Reichsregierung. Aber die Ueberwindung der Krise kommt nicht von selbst, sie verlangt jetzt eine

Mittelstandspolitik der Tat

Die Staatsführung ist vorangegangen, sie hat den ersten Schritt getan und geeignete Hilfsmittel zur Krisenbekämpfung bereitgestellt. Die Wirtschaftsführung hat diesen Vorstoß mutig aufgenommen und wird ihn nun hoffentlich immer weiter treiben. Alle arbeitenden Deutschen sollten sich daran beteiligen. Wir glauben, daß der Appell an die persönliche Verantwortung und den persönlichen Wagemut auch der Allgemeinheit den größten und nachhaltigsten Nutzen bringt. In diesem Sinne ist das Wirtschaftsprogramm der Reichsregierung auch von der Wirtschaft verstanden worden und hat namentlich hier im Westen einen so großen und starken Widerhall gefunden.

Aber unser Programm ist keineswegs nur für die Großen bestimmt, kein Programm für eine bestimmte Schicht der Wirtschaft, es soll und wird allen Wirtschaftenden zugute kommen. Auch und gerade die mittleren und kleinen Betriebe werden durch die Maßnahmen der Reichsregierung gefördert und gestützt werden, denn was wir wollen, ist ausgesprochene Mittelstandspolitik, ist ein wirtschaftlicher Wiederaufbau auf breitester Grundlage, der mittelbar und unmittelbar die gesamte Bevölkerung erfaßt.

Denn nur so sind die Opfer zu rechtfertigen, die wir in Durchführung unseres Programms vom Lande fordern müssen. Wir waren und sind immer bereit, Arbeitsbeschaffungspläne zu diskutieren, die aus dem starken Drange zu helfen entstanden sind. Wir haben doch nur die eine Verpflichtung, so viel und so rasch Arbeit zu beschaffen wie nur irgend möglich. Aber eine Vorbedingung müssen alle vorgeschlagenen Maßnahmen erfüllen:

die Arbeiten müssen produktiv sein, sie dürfen Währung und Kredit nicht aufs Spiel setzen.

Die bisherigen Wirtschaftsmaßnahmen der Reichsregierung sind Uebergangsmaßnahmen. Sie gelten für eine Zeit von zwölf Monaten. Die Aufgabe, das ganze deutsche Wirtschaftsleben wieder flottzumachen, läßt sich auf keine andere Weise lösen als auf diejenige, die wir gewählt haben. Das schließt nicht aus, daß auch die öffentliche Hand, das Reich, die Länder und die Gemeinden sowie Reichsbahn und Reichspost durch Erteilung von Aufträgen tatkräftig an der Wirtschaftsbelebung mitwirken. Diese Auftragserteilung soll sich insbesondere auch, soweit praktisch durchführbar, auf die mittleren und kleinen Betriebe erstrecken, denn das ist

rasches und wagemütiges Handeln

Oeffentliche Auftragserteilung wird insbesondere dort in Frage kommen, wo die Wirtschaftsnot Ausmaße angenommen hat, die über den allgemeinen Durchschnitt weit hinausgehen. Im erfreulichen Gegensatz zu der Entwicklung des Arbeitsmarktes im September des vorigen Jahres können wir in diesem Jahre eine Nettoabnahme der Arbeitslosenzahl um 123 000 Arbeitslose verzeichnen. Eine weitere konkrete Tatsache für die Besserung der Wirtschaftslage besteht darin, daß seit der Verkündung der wirtschaftspolitischen Maßnahmen der Reichsregierung der Kurs der Wertpapiere, die an den Börsen gehandelt werden, um etwa 15 Prozent, d. h. um rund 2¼ Milliarden RM gestiegen ist. Dabei handelt es sich hier durchweg um reine Anlagekäufe, zu deren Finanzierung gehortete Noten, der Erlös von ausländischen Effekten und dergleichen gedient haben. Damit ist die Kreditunterlage der deutschen Wirtschaft um einen nennenswerten Betrag ausgeweitet worden.

Erhöhte Reichshilfe für die Gemeinden

Wenn das Werk der wirtschaftlichen Gesundung fortschreitet, dann wird es uns auch von den schweren Sorgen erleichtern, die heute noch über den öffentlichen Finanzen und den sozialen Einrichtungen lagern.

Namentlich von den schwer leidenden Finanzen der Städte und Gemeinden gilt es, daß sie nur durch die natürliche Besserung der Wirtschaft entlastet werden können. Da diese Besserung nur langsam eintreten kann, hat sich der Reichsfinanzminister schon jetzt entschlossen, die monatliche Ausschüttung für die Wohlfahrtshilfe an die Gemeinden im Oktober von 50 auf 60 Millionen, im November um weitere 5 Millionen zu erhöhen.

Die sogenannte Lohnsenkungs-Verordnung vom 5. September hatte die Aufgabe, der Wirtschaft von seiten der Arbeitenden her die erste Entlastung zu bringen, die sich sofort auswirken könnte, noch bevor das System der Steuergutscheine in Wirksamkeit trat. Die Schwierigkeiten, die hier zunächst vorwiegend infolge von Mißverständnissen beiderseitig entstanden, haben sich durch verständnisvolles Zusammenwirken von Unternehmern und Arbeiterschaft seien zum größten Teil gelöst, so daß

eine Gefährdung des Wirtschaftsfriedens nicht mehr zu befürchten

ist. Waren ja doch auch die Gewerkschaften früher immer der Ansicht gewesen, daß für die Mehreinstellung von Arbeitern ein Entgegenkommen der Arbeitnehmer am Platze sei.

Allerdings sollte auch von den Kreisen der Unternehmer dadurch zur Befriedung beigetragen werden, daß die vielfach noch in der Wirtschaft gezahlten überhohen Gehälter leitender Persönlichkeiten dem heutigen Notstande angepaßt werden. Wenn je in schwerer Zeit, so gehören heute Unternehmer, Arbeiter und Angestellter zusammen, um Schulter an Schulter der deutschen Wirtschaft den Weg ins Freie zu bahnen.

Nur die Aussicht auf eine friedliche Durchführung des Wirtschaftsplanes gibt der Reichsregierung auch die Möglichkeit,

die Arbeitslosenunterstützung für den Winter

sowie soziale Leistungen zu erhöhen. Das Reichskabinett hat die nötigen Beschlüsse gefaßt. Zu berücksichtigen ist dabei, daß es das erste Erfordernis jeder Regierungsführung ist, für die Aufrechterhaltung der Liquidität der Reichsfinanzen zu sorgen. Jede weitere Hilfe auf sozialem Gebiete darf sich daher nur in einem Rahmen bewegen, der eine Erschütterung der Finanzen mit Sicherheit vermeidet.

Eine weitere scharfe Kritik hat der sozialpolitische Teil des Regierungsprogramms erfahren. Man ist sogar so weit gegangen, daraus auf eine besondere Arbeiterfeindlichkeit der Reichsregierung zu schließen. Ich denke, daß der bisherige Erfolg des Wirtschaftsprogramms uns recht gegeben hat. Alles, was den Unternehmungsgeist im Lande stärkt, zur Geschäftsbelebung und zur Erhöhung des Wirtschaftsumsatzes führt, ist

Sozialpolitik im besten und fruchtbarsten Sinne des Wortes.

Die Ermächtigungsverordnung der Reichsregierung soll die sozialen Einrichtungen leistungsfähig erhalten und ihre Verwaltung zum Nutzen der Versicherten vereinfachen.

Die Kontingentierung – eine Notmaßnahme

Ein besonders umstrittener Punkt unseres Wirtschaftsplanes ist die in Aussicht genommene Regelung der Einfuhr gewisser landwirtschaftlicher Produkte. Ich habe schon in München betont, daß es sich hier um eine Notmaßnahme zur Rettung der deutschen Landwirtschaft handelt. Daß unsere Kontingentierungspläne im Auslande auf Schwierigkeiten stoßen würden, damit mußten wir rechnen. Auch die deutsche Wirtschaft hat sich schon mit ausländischen Kontingenten abfinden müssen. Sie hat es getan, ohne jemals zu Boykottmaßnahmen zu schreiten.

Ausdrücklich muß ich Gerüchten entgegentreten, als könnte unsere Kontingentierungspolitik möglicherweise unsere Währung gefährden. Eine solche Gefahr liegt nicht vor, und sie ist auch von keiner Seite behauptet worden, die für die Währung Verantwortung trägt. Ich bin der Ansicht, daß die augenblicklichen Schwierigkeiten bald überwunden sein werden.

Um die bedrohten Märkte dem deutschen Warenaustausch offen zu halten, wird die Reichsregierung jeder Art der Werbung für deutsche Waren in diesen Ländern volle Unterstützung gewähren.

In seinen weiteren Ausführungen ging der Kanzler noch auf die Ueberleitung der Preußischen Zentralgenossenschaftskasse auf das Reich sowie auf die beschleunigte Entschuldung des Ostthilfegebietes ein. Eingehend behandelte er dann das dringende Problem der

Auslandsverschuldung

Wenn es auch gelungen ist, so führte er aus, binnen kurzer Zeit für 5 Milliarden RM ausländisches Leihkapital zurückzuzahlen, so ist ein abermaliger Abzug fremder Gelder doch gegenwärtig nicht möglich. Er würde die Wiedergesundung Deutschlands auf das schwerste gefährden. Es muß daher erwartet werden, daß über das Bestehen des Stillhalteabkommens hinaus das Ausland die von ihm nach Deutschland geliehenen Gelder konsolidieren läßt. Wir werden ferner vor allem auf der Weltwirtschaftskonferenz darauf hinwirken, daß sich in den Gläubigerländern die Erkenntnis immer mehr durchdringt:

Der Schuldner kann seine Verbindlichkeiten nur durch Zahlung in Waren erfüllen. Die Gläubigerländer können also nur dann mit der Abzahlung der deutschen Auslandsschulden rechnen, wenn sie bereit sind, deutsche Waren als Zahlung dieser Schulden entgegenzunehmen. Das setzt voraus, daß sie unseren Waren ihre Grenzen öffnen.

Im Zusammenhang mit seinen Ausführungen über die deutsche Auslandsverschuldung ging der Kanzler kurz auf den Kampf um Deutschlands Recht und Freiheit in der Welt ein und stellte noch einmal unser Recht auf Gleichberechtigung in der Abrüstungsfrage in den Vordergrund. Unser Ziel sei nicht Aufrüstung auf den Rüstungsstand unserer Nachbarn sondern Abrüstung in ganz Europa und der Welt.

Papen verteidigt seine Innenpolitik

Am Schluß seiner Rede wandte sich der Kanzler noch der inneren Politik zu und verteidigte sich gegen den Vorwurf, daß die Reichsregierung den normalen Weg der Freiheit und der Beständigkeit verlassen habe. „Solche normalen Verhältnisse haben", so entgegnete der Kanzler, „längst nicht mehr bestanden. Die Sicherheiten, die die Wirtschaft braucht, hat sie dreizehn Jahre lang vergeblich bei der Vertretung des Volkes, beim deutschen Reichstag, suchen müssen. Nicht die Regierung hat eine anormale Situation geschaffen, sie ist das Produkt der Verantwortungsscheu und Unbeständigkeit unseres deutschen Parteiwesens.

Wir haben allerdings den Entschluß gefunden, diese schleichende Krankheit abzukürzen, und wir versuchen, sie schnellstens zu heilen.

Wer von uns fordert, wir sollten zu den sogenannten „normalen Verfassungszuständen" zurückkehren, der vergißt, daß wir leider solche normalen Zustände eines inneren Gleichgewichts schon lange nicht mehr besessen haben. Wer von uns ein Zurück fordert, der fordert das schlimmste Experiment, das heute gemacht werden könnte. Es ist vielmehr Zeit, daß das deutsche Volk endlich aus der Verwirrung der parteipolitischen Meinungen und Phrasen heraustritt und sich auf die ständischen Ordnungen seines Existenz besinnt.

Das deutsche Volk will nicht durch politisches Gezänk sondern durch Arbeit seine geschichtliche Größe und seine nationale Freiheit wiedererringen. Es will vertrauen können und will daher sehen, daß es gut geführt wird. In dieser Notzeit ist nur eine politische Weltanschauung berechtigt: der Glaube an das deutsche Volk, der Glaube an unser deutsches Recht. Ihm gelten in dieser Stunde alle unsere Kräfte, unser Denken, Handeln und unser Gebet: Mit Hindenburg für ein neues Deutschland!"

Papen in Dortmund

Der Kanzler gegen ungerechtfertigte Preissteigerungen.

Dortmund, 17. Oktober.

Nach seiner Rede im Paderborner Schützenhaus begab ich Reichskanzler von Papen im Kraftwagen nach Werl, seiner Heimatstadt, wo er seine Familienangehörigen kurz begrüßte. Darauf fuhr er nach Dortmund, um im Stadttheater vor Vertretern der westdeutschen Wirtschaft zu sprechen. Der Kanzler entwickelte dort etwa die gleichen Gedankengänge wie am Vormittag in Paderborn.

Zur Frage der Preisbildung beim notwendigen Schutz der nationalen Produktion erklärte der Reichskanzler, daß die Reichsregierung keinerlei ungerechtfertigte Preissteigerungen zulassen werde.

Ganz allgemein müsse mit allem Nachdruck gefordert werden, daß auf dem Wege vom Erzeuger zum letzten Erzeuger die Spanne des Zwischengewinnes auf das äußerste kalkulatorische Maß beschränkt werde, denn nur so könne der Mittelstand auf die Dauer mit einer Aufrechterhaltung und Besserung seines Umsatzes rechnen.

Der Fall Klepper

Untersuchungsausschuß des Preußischen Landtags.

Berlin, 15. Oktober.

Der Untersuchungsausschuß des Preußischen Landtags zur Nachprüfung der Geschäfte des früheren Präsidenten der Preußenkasse und späteren preußischen Finanzministers Klepper nahm nach lebhafter Debatte mit den Stimmen der Nationalsozialisten und der Deutschnationalen bei Stimmenthaltung der Kommunisten einen nationalsozialistischen Antrag an, wonach die Staatsanwaltschaft ersucht wird, auf Grund des Berichts und des Aktenmaterials gegen die schuldigen Personen ein Strafverfahren einzuleiten und diese Personen sofort zu verhaften.

Die Nationalsozialisten erklärten dazu, daß ihr Antrag sich in erster Linie gegen Dr. Klepper richtet.

Man nimmt an, daß die Staatsanwaltschaft noch im Verlaufe des heutigen Sonnabends zu dem Antrag Stellung nehmen wird.

Eingeleitet wurde die Sitzung mit einer Erklärung des Vorsitzenden Dr. Zubke, nach der ursprünglich in Aussicht genommen war, den Ausschuß vor den Reichstagswahlen nicht mehr tagen zu lassen. Er habe aber nunmehr von der Regierung so wichtiges Material erhalten, daß es nach seiner Ansicht der Oeffentlichkeit so schnell wie möglich unterbreitet werden müsse.

Nach Ablehnung einer Vertagung der Sitzung erstattete Abg. Steuer einen Bericht, wobei er darauf hinwies, sein Bericht habe die Aussagen zur Grundlage, die von den Beamten der Preußenkasse in amtlicher Untersuchung gemacht worden seien. Der Bericht erwähnt dann

fünf Punkte;

sie betreffen:

1. das Sonderkonto A, das Klepper benutzt habe, um ihm Geldbeträge zur Erweiterung persönlicher oder parteipolitischer Gefälligkeiten zu entnehmen;
2. die Finanzierung der Zeitschrift „Magazin der Wirtschaft";
3. den Fall des Staatssekretärs Dr. Abegg;
4. das „12-Millionen-Geschäft der Stadt Köln" und
5. die „Finanzierung der Kölnischen Volkszeitung".

Dr. Klepper habe als Präsident der Preußenkasse ein jährliches Einkommen von 100 000 RM gehabt. Persönliche wirtschaftliche Notlage könne daher bei seinen Manipulationen keine Rolle gespielt haben.

Nach Entgegennahme des Berichts wurde beschlossen, die nächste Sitzung am Dienstag abzuhalten und zunächst die

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219321019-11/fragment/page=0001

Materie der „Kölnischen Volkszeitung" zu behandeln. Als Zeugen sollen vernommen werden u. a. der ehemalige Ministerpräsident Braun, die früheren Minister Höpker-Aschoff und Hirtsiefer, Dr. Klepper, Prälat Kaas, Konsul Maus und der Vorsitzende der Rheinischen Zentrumspartei Mönnig.

Die Vorwürfe des Untersuchungsausschusses.

Berlin, 17. Oktober.

Der frühere preußische Finanzminister Dr. Klepper äußerte sich gegenüber Vertretern der Presse zu den Veröffentlichungen über seine Geschäftsführung. Er vertrat die Auffassung, daß deren juristische Seite vollkommen einwandfrei sei, und daß er die politische und moralische Verantwortung für die ihm im Untersuchungsausschuß des Preußischen Landtags vorgeworfenen Maßnahmen übernehme, und zwar ganz allein. Es sei selbstverständlich, daß der Staat seine Mittel zur Unterstützung der staatspolitischen Linie verwende, die die jeweilige Regierung verfolge. Das sei auch zu seiner Zeit so gewesen. Zu diesem Zweck sei aus dem

Konto A

die agrarpolitische Korrespondenz „Grüne Blätter" finanziert worden. Sie habe die Aufgabe gehabt, die agrarpolitische Richtung der Preußenkasse zu fördern und die zahlreichen Angriffe abzuwehren, die in jener Zeit gegen sie gerichtet wurden. Dr. Klepper bestreitet aber entschieden, daß diese Mittel zur Beobachtung irgendwelcher politischer Bewegungen oder für ähnliche Zwecke benutzt worden seien. Daß er selbst irgendwelche persönlichen Vorteile davon gehabt habe, werde jeder, der ihn kenne, von vornherein für ausgeschlossen halten. So habe er ja auch selbstverständlich von dem Tage ab, an dem er preußischer Minister wurde, auf die sehr viel höheren Bezüge aus seiner früheren Stellung verzichtet. Zu dem

12-Millionen-Kredit der Stadt Köln

erklärte Dr. Klepper, daß niemals mittelbar oder unmittelbar Verhandlungen mit der Stadt Köln stattgefunden hätten, und daß weder Reichskanzler Brüning noch der Reichstagspräsident eine Einflußnahme in dieser Angelegenheit versucht hätten. Es handele sich lediglich um ein normales Kreditgeschäft mit der Deutschen Bank, wovon 10 Millionen im Wege der Aufrechnung bereits abgedeckt seien. Klepper betonte im übrigen, daß es durchaus vertretbar sei, wenn eine große staatliche Bank das Möglichste tue, wenn eine große Kommune vor ernsthaften Zahlungsstockungen steht.

Die Darstellung über die „Kölnische Volkszeitung" bestätigte Klepper im wesentlichsten.

Die Gründe für die Transaktion seien gewesen, daß es im staatspolitischen Interesse notwendig erschien, die „Kölnische Volkszeitung" zu unterstützen, denn es sei selbstverständlich, daß nicht unerhebliche staatspolitische Nachteile eingetreten wären, wenn ein Blatt von dieser Bedeutung damals in Schwierigkeiten gekommen sein würde. Nebenbei sei das eine Praxis, die von der heutigen Reichsregierung, wenn auch auf anderem Wege, ebenfalls befolgt werde. Dr. Klepper äußerte sich weiter zu dem Kapitel

„Magazin der Wirtschaft"

und gab zu, daß der Herausgeber zu denjenigen Leuten gehörte, die ihn hereingelegt hätten. Er befinde sich da aber in guter Gesellschaft, denn es werde wohl kaum eine große Bank in Berlin geben, die nicht ebenfalls zu den Leidtragenden gehöre. Schließlich erörterte Klepper den

Kredit für den Staatssekretär Abegg.

Abegg sei dadurch in Schwierigkeiten gekommen, daß eine Privatbank, mit der er in Verbindung stand, zusammenbrach und er plötzlich zahlen mußte. Klepper erklärte, daß er die Kreditgebung für Abegg veranlaßt habe. Der Kredit sei im übrigen in vollem Umfang zurückgezahlt, und er verstehe überhaupt nicht, wie dieser Fall eine Rolle spielen könne. Grundsätzlich betonte Klepper, es sei ganz selbstverständlich, daß in einer Zeit, die so bewegt und gefährlich sei, eine Regierung nicht nur das Recht sondern auch die Pflicht habe, auch finanzielle Unterstützungen zur Förderung bestimmter Richtungen und Gedankengänge zu gewähren. Das werde jede Regierung tun und habe jede Regierung getan.

Steuernachlaß durch Steuergutscheine.

Regierungsrat Rudolphi.

Die Zahl der täglich beim Finanzamt eingehenden Anfragen zeigt, daß über das Wesen und die Art des Steuernachlasses durch Steuergutscheine allgemein große Unklarheit besteht. Deshalb habe ich geglaubt, mich den in den letzten Tagen von vielen Seiten geäußerten Wünschen, durch einen Zeitungsartikel zu der Behebung der bestehenden Zweifel beizutragen, im Interesse der Allgemeinheit nicht entziehen zu sollen.

Die Bestimmungen über den Steuernachlaß durch Steuergutscheine bilden den wichtigsten Teil des Wirtschaftsprogrammes der Reichsregierung. Ein solcher Steuernachlaß soll nach der Verordnung vom 4. September 1932 den Zahlern gewisser Steuerarten sowie den Arbeitgebern gewährt werden, die Neueinstellungen von Arbeitern vornehmen.

Der vorgesehene Steuernachlaß erfolgt nicht in der sonst üblichen Weise, daß bestimmte Steuern garnicht oder nur zum Teil entrichtet zu werden brauchen, sondern dadurch, daß den Steuerpflichtigen bezw. den Neueinstellungen vornehmenden Arbeitgebern Steuergutscheine ausgehändigt werden. Diese über bestimmte Beträge lautenden Steuergutscheine stellen Schuldurkunden des Reiches dar, das sich ihrem jeweiligen Inhaber verpflichtet, den Gutschein in jedem der nächsten fünf Jahre bei der Entrichtung aller Reichssteuern, mit Ausnahme der Einkommen- und Körperschaftssteuer, in Höhe je eines Fünftels des Nennbetrages zuzüglich eines Aufgeldes von jährlich 4% an Zahlungstatt anzunehmen.

Durch diese Art der Gewährung des Steuernachlasses wird, da vorläufig alle Steuern in voller Höhe weiter zu zahlen sind, vermieden, daß dem Reiche in nächster Zeit große, zur Zeit nicht tragbare Ausfälle entstehen. Auf der anderen Seite gelangen aber die Steuerzahler bezw. die Mehrbeschäftigungen vornehmenden Arbeitgeber sofort in den Besitz von Wertpapieren, durch deren Beleihung oder Verkauf sie sich schon jetzt Mittel zur Aufrechterhaltung oder Vergrößerung ihrer Betriebe sowie zur Mehreinstellung von Arbeitern verschaffen können.

Ein Anspruch auf Aushändigung von Steuergutscheinen steht den Zahlern von Umsatz-, Gewerbe-, Grund- und Beförderungssteuern hinsichtlich der in der Zeit vom 1. Oktober 1932 bis 30. September 1933 fällig gewordenen und entrichteten Beträge zu. Für die nach dem 30. September 1933 erfolgten Zahlungen werden grundsätzlich keine Gutscheine mehr ausgegeben. Nur für die Inhaber landwirtschaftlicher, forstwirtschaftlicher und gärtnerischer Betriebe ist mit Rücksicht darauf, daß diese meist erst nach Verwertung der Ernte in den Besitz größerer Barmittel gelangen, eine Ausnahme dahin getroffen, daß diese auch noch bei bis zum 31. Dezember 1933 erfolgenden Zahlungen von Steuern der genannten Art Gutscheine verlangen können, wenn diese Steuern über den 30. September 1933 hinaus gestundet waren. Gutscheinfähig sind also bei Umsatzsteuerzahlungen zum ersten Male die von Monatszahlern für September 1932 und die von Vierteljahreszahlern für das dritte Vierteljahr 1932 bis zum 17. Oktober zu entrichtenden Beträge. Zu den gutscheinfähigen Gewerbe- und Grundsteuern gehören auch die von den Ländern, Gemeinden und Gemeindeverbänden erhobenen Zuschläge. Keine Gutscheine werden hingegen für entrichtete Hauszinssteuern ausgegeben.

Der Anspruch auf die Aushändigung des Gutscheines steht selbstverständlich grundsätzlich dem Steuerschuldner zu, jedoch sind auch besondere Bestimmungen für die Fälle getroffen, in denen die Steuerschuld von einem Pächter, einem Zwangsverwalter oder dem Ersteigerer eines Grundstückes zu entrichten ist.

Während nun bei der Beförderungssteuer Steuergutscheine in voller Höhe der gezahlten Beträge ausgegeben werden, erfolgt bei der Zahlung der übrigen Steuern (Umsatz-, Gewerbe und Grundsteuern) nur die Ausgabe solcher in Höhe von 40%. Der Zahler von 125 RM. Umsatzsteuer hat also nur einen Anspruch auf Aushändigung eines Steuergutscheins über 50 RM.

Die Steuergutscheine selbst werden in zwei Gruppen hergestellt. Die erste Gruppe umfaßt die Steuergutscheine über 10, 20 und 50 Reichsmark, die zweite Gruppe diejenigen zu 100, 200, 1000, 10000 und 20000 Reichsmark.

Die Steuergutscheine der ersten Gruppe bestehen aus einem Stamm mit fünf Abschnitten, die auf je ein Fünftel des Betrages, über den der Steuergutschein ausgegeben wird, zuzüglich eines Aufgeldes lauten. Es lauten z. B. bei einem Steuergutschein über 50 Reichsmark die einzelnen Abschnitte über je 10 Reichsmark zuzüglich Aufgeld. Der erste Abschnitt kann vom 1. April 1934, der zweite vom 1. April 1935, der dritte vom 1. April 1936 usw. ab in Anrechnung gegeben werden. Letzter Zeitpunkt, an dem sie in Anrechnung genommen werden, ist für alle Abschnitte der 31. März 1939. Das Aufgeld beträgt bei dem ersten Abschnitt 4 vom Hundert, bei dem zweiten Abschnitt 8 vom Hundert, bei dem dritten Abschnitt 12 vom Hundert, bei dem vierten Abschnitt 16 vom Hundert und bei dem fünften Abschnitt 20 vom Hundert des Nennwerts. Das Aufgeld bleibt bei den einzelnen Abschnitten stets gleich hoch, gleichgültig wann sie in Anrechnung gegeben werden.

Die Steuergutscheine der zweiten Gruppe, also die zu 100 Reichsmark und darüber, bestehen nicht aus einem Stamm mit verschiedenen Abschnitten, sondern jeder Steuergutschein lautet über den Betrag, mit dem er zuzüglich Aufgeld in dem auf ihm angegebenen Zeitraum in Anrechnung genommenn wird. Die Steuergutscheine der zweiten Gruppe werden für diejenigen Teile des gutscheinfähigen Betrages ausgegeben, die durch 500 Reichsmark teilbar sind. Es erhält dann der Gutscheinberechtigte für jeden durch 500 Reichsmark teilbaren Betrag fünf Steuergutscheine von verschiedener Farbe über je ein Fünftel dieses Betrages.

Die Ausgabe von Steuergutscheinen erfolgt nur auf Antrag, der bei dem zuständigen Finanzamt bis spätestens zum 31. März 1934 zu stellen ist. Ist aber der Antrag einmal gestellt, so werden alle weiteren dem Antragsteller zustehenden Gutscheine, ohne daß es nochmaliger Antragsstellung bedarf, von Amtswegen ausgegeben.

Für die Ausgabe zuständig ist das Finanzamt, an das der Steuerzahler seine Umsatzsteuer und, falls er solche nicht zu zahlen hat, seine Einkommensteuer zu entrichten hat. Das zuständige Finanzamt gibt also nicht nur die Gutscheine für die bei ihm zu entrichtende Umsatzsteuer, sondern auch diejenigen für die anderen gutscheinfähigen Steuern aus, die, wie z. B. die Grund- und Gewerbesteuern, bei Kreis- oder städtischen Steuerkassen zu zahlen sind. Diese Kassen haben die Zahlungen gutscheinfähiger Beträge dem Finanzamt in gewissen Zeitabschnitten fortlaufend mitzuteilen. Um ihnen dieses zu ermöglichen, ist es Aufgabe aller Steuerzahler, den für sie in Frage kommenden Kassen ihr zuständiges Finanzamt mitzuteilen. Ein in Roßleben wohnender Eigentümer eines Berliner Hauses würde also der in Frage kommenden Berliner Steuerkasse, an die er die staatlichen und städtischen Grundsteuern abführt, mitzuteilen haben, daß das für ihn zuständige Finanzamt dasjenige in Querfurt ist.

Das zuständige Finanzamt selbst richtet für jeden in Frage kommenden Zahler ein Konto ein und bucht alle von diesem geleisteten gutscheinfähigen Zahlungen. Jedesmal, wenn die für einen Berechtigten gebuchten gutscheinfähigen Beträge 500 RM. erreichen oder übersteigen, stellt es ihm, sofern ein Antrag auf Aushändigung von Gutscheinen gestellt ist, einen Gutschein über 500 RM. oder einen entsprechend höheren Betrag zu. Wünscht ein Berechtigter schon die Ausgabe von Gutscheinen, sobald sein gutscheinfähiger Betrag 50 RM. erreicht hat, so muß er dieses in dem zu stellenden Antrag besonders bemerken. Die Aushändigung der Gutscheine erfolgt also nicht Zug um Zug bei Zahlung der gutscheinfähigen Steuern, sondern unabhängig davon fortlaufend durch die Anschreibestelle des Finanzamts. Die Gutscheine über 10 und 20 RM. werden erst nach dem 30. September 1933 zur Ausgleichung von Spitzenbeträgen ausgegeben.

Wenn auch die Steuergutscheine ihrem Wortlaute nach zur Zahlung späterer Steuern Verwendung finden sollen, so ist immer wieder darauf hinzuweisen, daß ihre jetzige Ausgabe den Inhaber in die Lage versetzen soll, sich durch Beleihung oder Verkauf derselben schon jetzt natürlich möglichst zur Ankurbelung der Wirtschaft zu verwendende Mittel zu verschaffen.

Erforderlich, um in den Besitz der Steuergutscheine zu gelangen, ist also wie dargelegt nur die Stellung eines entsprechenden Antrages, in dem gegebenenfalls zu bemerken ist, daß die Ausgabe von Gutscheinen über 50 RM. gewünscht wird, ferner die Anzeige des zuständigen Finanzamtes an die Kassen, an die die Gewerbe- und Grundsteuern zu zahlen sind.

Unter welchen Voraussetzungen Steuergutscheine für die Mehrbeschäftigung von Arbeitnehmern beansprucht werden können, soll in einem weiteren Artikel dargetan werden.

Um Helena

Roman von Ida Boy-Ed

Copyright 1931 by Romandienst Ziegs Berlin W 30

(54. Fortsetzung.)

„Wer sagt Ihnen das so genau?" fragte er.

„Irne Hjelmerjen hat es mir erst gestern wieder bestätigt. Ich begegnete ihm. Wir sprachen über den schönen Artikel, den Wackernagel über sie veröffentlicht hat. Sehr gerecht und doch taktvoll. Wackernagel ist ja bloß manchmal taktlos, wenn er spricht, wenn er schreibt nie."

Er hat mit ihr gesprochen, dachte Thassilo, er hat mit ihr gesprochen! Nein, dann ist er doch nicht der Mörder. Wie könnte er sonst in dieses Auge sehen!

Hedi war wie verblendet von einer leidenschaftlichen Sorge: wenn er so für Edlefs Witwe eintritt, wird die Welt dennoch denken, Edlef war der Eigentliche und Thassilo sein Schuldner.

Ihr heißer Stolz für den Mann, den sie grenzenlos liebte, bäumte sich dagegen auf.

„Hedi," sagte er mit düsterem Ausdruck, „wenn ich Ihnen doch erklären könnte .... aber ich weiß selbst nicht, was eigentlich in mir am stärksten ist. Ich kam hierher, um Beate eine schreckliche Wahrheit ins Gesicht zu werfen. Denn Sie müssen es wissen: er war ein Schuft! Aber als ich sie sah — so ganz Weiblichkeit, so ganz edle Schönheit ..."

„Da ..." drängte Hedi, mit brennenden Blicken an seinem Munde hangend und seinen Arm umklammernd.

„Da dachte ich: sie muß es selbst erkennen. Nicht ich will ihr so weh tun!"

Hedi ließ seinen Arm los.

Sie warf sich in den nächsten Stuhl und versteckte ihr Gesicht, bemüht, ein heißes Aufschluchzen zu unterdrücken.

Ja, so denkt Liebe! So hatte sie selbst gedacht, als es ihr großes Herz verschmähte, vor seinen Augen Beate in den Farben der Wirklichkeit hinzumalen.

Also immer noch, immer noch hing seine ganze Seele an diesem Weibe und ihrer verfluchten Schönheit!

Er sprach. Er, der so selten sprechen konnte, erleichterte sein Herz. Er sprach von seinem Haß. Er sprach von den dunklen Versuchungen, die in ihm gewesen waren. Und er redete zu ihr von jener still wirkenden Macht in seiner Seele, die ihn gehindert hatte, zum Mörder zu werden.

Er sprach von Edlefs Betrug, dem dreifachen: wie jener ihm das Weib genommen, obgleich er wußte, daß Thassilo es liebe, wie jener ihm die moralischen Früchte seiner Arbeit gestohlen hatte, und endlich von dem Gelde und all dem stillen, bescheidenen Duldertum der Mutter, aller ihrer ungerechtfertigten Dankbarkeit, all seinen peinvollen Leiden, während er Edlef für seinen Wohltäter hielt.

Und während er sprach, ward es hell und friedlich in ihrer Seele. Sie liebte ihn nur stolzer, weil sie erkannte, welchen finsteren Qualen er seine reinen Handlungen abrang. Sie begriff es: im heimlichen Feuer solcher Leidenskämpfe festigen sich die großen Charaktere.

„Hedi," schloß er, „dieser ohnmächtige Haß verzehrt mich! Ich erlebe Stunden, wo ich gegen mich wüte, weil ich nicht die Kraft habe, ihn zu befriedigen. Ich hasse meinen Namen, weil er der seine war. Ich hasse mein Leben, weil er teil daran hatte. Ich hasse meine Arbeit, weil er mir ihren Ruhm stahl. Und dann kommt es über mich wie Scham ... etwas Stilles, Großes steht in mir auf ... es spricht nicht ... es sieht mich nicht an ... ich kann es nicht nennen ... aber es ist stärker als mein Haß."

„Es ist die Güte!" sagte Hedi leise und fest. Sie sah ihn an. Lange und tief.

„Darf ich sprechen?" fragte sie.

Er preßte ihr stumm bejahend die Hand.

„Sie hassen nicht den Mann, weil er Ihnen im Licht stand, bei Ihres Werkes Anerkennung!" sprach sie sehr leise. „Sie hassen nicht den Mann, der Ihrer Mutter und Ihnen Geld stahl. Denn der Mann, der dieses beides tat, wäre Ihrem Hasse viel zu gering! Sie würden ihn kalt, vielleicht lächelnd verachten."

Sie zögerte einen Herzschlag lang.

„Sie hassen ihn um Helena! Sie hassen ihn um des Weibes willen. Darum ganz allein ..."

Er erzitterte ...

Sie trat von ihm hinweg. Scheu — schonend —, um mit keinem Blick unbescheiden zu werden.

Sie stand am Fenster und starrte in die Nacht hinaus.

Aber ihre ganze Seele horchte ... Es schien, als verharrte er regungslos. Was dachte er? Zürnte er ihr, die ihm so viel von seinem Haß nehmen wollte und diesen so eng, so beschämend eng auf das Eine umgrenzte?

Würde sein Mannesstolz, nun aufgestachelt, sich fragen: ist es dieses Weib wert, daß ich um ihretwillen meine reine, stolze Seele in die Kämpfe so dunkler Leidenschaften führe?

Atmete er nicht schwer? Ihr war, als hörte sie es.

Und mitten in ihr fieberhaftes Horchen sagte er sanft und traurig: „Gute Nacht, liebe Hedi!"

Er ging. Er war schon fort, fast ehe sie sich ganz umgewandt hatte.

Sie brach in Tränen aus.

Er ging in die Nacht hinein, der wässerigen, niedersinkenden Schneeflocken nicht achtend. Eine tiefe, aber doch so wunderlich wohltuende Traurigkeit erfüllte ihn. Wie dies Mädchen ihn verstand! Ihn liebte! Ihm ebenbürtig war! Ja, über ihm stand in Güte und Geduld. Wenn er sie doch lieben könnte nach ihrem Wert und Verdienst! Und zum erstenmal, ganz von fern nur, ganz unbestimmt, wollte allerlei Gedanken an ihn heranschleichen ... Gedanken, die nach Beatens Seele fragten.

Er wies sie trotzig von sich.

Er beschwor das herrliche Frauenbild förmlich mit Gewalt herauf und sah es greifbar deutlich vor sich.

Aber in großer Unruhe drängte sich ihm immer wieder ein Gedanke auf: Sie hat mich nicht einmal nach meiner Mutter gefragt!

X.

Nach und nach konnte Thassilo sich keiner Täuschung mehr darüber hingeben: er hatte seinen Freund verloren.

An wen? An was?

An ein Ungreifbares! An einen Schatten! Vielleicht an eine Einbildung! Denn wenn sie sich in ihrem Arbeitsleben sahen und sprachen, was täglich mehreremal geschah, so ging Rede und Gegenrede zwischen ihnen hin und her, gerade wie einst. Ganz erfüllt von ihren Aufgaben, waren sie beide so eifrig, daß weder Nebengedanken noch Empfindungen auftauchen konnten.

Aber niemals mehr kam Irne, wie er früher getan, an Abenden, wo er nicht in Gesellschaft gebeten war, zu Thassilo ins Hotelzimmer, mit ihm zu schwatzen, bei ihm Zigaretten zu rauchen, ein bißchen auf seinem Instrument zu ländeln, ernsthafte und boshafte Geschichten zu erzählen und Thassilo aufzumuntern.

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219321019-11/fragment/page=0002

Das Leben im Wort

Nr. 42 ✶ Unterhaltungsbeilage ✶ 1932

ROMAN VON L. SANDEN

Am Scheidewege

Zweite Fortsetzung

Auf sein „Herein" erschien eine ältere Frau in einfachem, aber geschmackvollem, dunklem Kleid mit einem freundlichen Gesicht und mütterlichen, blauen Augen unter schneeweißem Haar: „Guten Abend, Mutter Peuker," sagte Horst Wallner und ging der alten Dame herzlich entgegen, „seien Sie mir nicht böse, daß ich Sie so spät noch aus Ihrer Ruhe aufgestört habe. Ich bringe Ihnen hier ein junges Menschenkind, das Ihre mütterliche Sorge, so scheint es mir, gut brauchen könnte. Fräulein Margot," er stutzte und sagte lachend, „ja, den weiteren Namen weiß ich nicht. Aber das wird Fräulein Margot Ihnen alles selbst erzählen. Ich glaube, es wird ganz richtig sein, wenn ich Sie beide jetzt allein lasse."

Frau Peuker hatte mit einem forschenden Blick auf das junge Mädchen gesehen, das scheu und blutübergossen mit schlaff hängenden Armen dastand. Ihre Menschenkenntnis sagte ihr sofort, daß diese klaren braunen Augen, die jetzt von Angst und Verwirrung verdunkelt waren, daß dies reine Oval des schmalen Gesichtchens mit dem scheuen Munde Ausdruck einer reinen und sauberen Seele waren. Das hellgrüne, leichte Wollkleidchen zeigte eine geschmackvolle Einfachheit.

Langsam hob Margot den Blick und sah Frau Peuker bittend und flehend an.

Frau Peuker nickte ihr ganz schnell zu und meinte:

„Ich glaube auch, Herr Direktor, es ist besser, wenn wir beiden Frauen jetzt erst ein Viertelstündchen allein plauschen."

„Also hab ich wieder mal das Richtige getroffen," meinte Horst Wallner, „vor allem aber sorgen Sie bitte dafür, daß Fräulein Margot etwas zu sich nimmt. Ich habe bereits dem Diener Bescheid gesagt, und dann, meine gute Mutter Peuker, lassen Sie bitte Fräulein Margot das kleine Gastzimmer neben Ihrem Zimmer zurechtmachen. Ich glaube, sie wird sich dort wohler fühlen als in den großen Besuchszimmern der ersten Etage. Und nun kleines Fräulein: Kopf hoch und frischen Mut! Wenn Sie erst einmal richtig ausgeschlafen haben, wird das Leben schon wieder ganz anders aussehen."

Er reichte Margot mit festem Druck die Hand, verabschiedete sich dann von der Hausdame und ging hinaus, gerade als der Diener auf einer silbernen Platte einen erlesenen Abendimbiß hereinbrachte.

Aber auch Horst Wallner kam noch lange nicht zur Ruhe. Er ging in seinem Herrenzimmer, das neben dem Eßzimmer gelegen war, hin und her und horchte auf die leisen Stimmen, die durch die geschlossene Tür zu ihm hereindrangen. Es mußte ein langes Gespräch sein, das diese kleine Margot mit seiner guten alten Frau Peuker führte. Aber es war recht so. Er wußte selbst aus eigener Erfahrung, was die Aussprache mit einem gütigen, älteren Menschen für ein verängstigtes junges Herz bedeuten konnte. Erst nach langer Zeit klappte nebenan die Tür, und er hörte, wie Frau Peuker in der Diele sagte:

„Das ist alles nicht so schlimm, Kindchen, kommt Zeit, kommt Rat. Nun aber schnell ins Bett und keine trüben Gedanken mehr. Das bitte ich mir aus. Herr Wallner freut sich, wenn Sie ihm morgen mit klaren Augen und mutigem Herzen entgegenkommen."

— — — — — — — — — — — —

Fritz Stüwe war es doch ein wenig unbehaglich zumute, als er nun auf dem Autobus dem Zentrum der Stadt entgegenrollte. Eine verteufelte Geschichte war das mit den Weibern, die nie verstehen konnten, daß einmal Schluß sein mußte. Nun ja, Margot hatte vielleicht ein Recht gehabt, zu glauben, daß es ewig zwischen ihnen gehen würde und daß er sie einmal heiraten würde. Aber wer konnte für die schlechten Zeiten? Für so dumm konnte sie ihn doch wirklich nicht halten, daß er sich mit einer vermögenslosen Frau schleppte. Aber unheimlich war ihm doch gewesen, als sie mit verzweifelter Stimme sagte:

„Das überlebe ich nicht, Fritz." Eine schöne Geschichte würde das geben, wenn das dumme Mädel sich vielleicht doch was antun würde. Man wußte in der Firma, in der er Geschäftsführer geworden, ganz genau, daß er mit Margot Körner „gegangen" war. So hatte er es den Kollegen immer bezeichnet. Denn niemals hatte er in der Firma zugegeben, daß Margot Körner sich mit vollem Recht als seine Braut betrachten konnte. Sogar Fräulein Freda Plate hatte ihn ein paarmal mit Margot gesehen, wenn sie ihn vom Geschäft abholte --- und ein spöttischer Blick war ihm gefolgt.

Seit er Geschäftsführer war, hatte er es ängstlich vermieden, sich von Margot abholen zu lassen. Es war nicht nötig, daß man an eine feste Beziehung zwischen ihm und Margot glaubte. Man konnte nie wissen, wie seine Karriere einmal laufen würde. Bei dem Sommerfest, das die Firma alljährlich ihren Angestellten gab, war es ihm gewesen, als hätte die stolze Freda Plate den neuen Geschäftsführer ihres Vaters wärmer angesehen, als es sonst ihre Art war. Da hatten sich Gedanken und Ueberlegungen in Fritz Stüwes leichtsinnigen, hübschen Kopf eingesponnen, die es ihm rätlich erscheinen ließen, seine Beziehung zu Margot nicht mehr vor der Oeffentlichkeit zu zeigen. Wie, wenn diese stolze, hübsche Freda Plate sich ernstlich für ihn interessierte? Zuerst war ihm dieser Gedanke als etwas Verwegenes erschienen: Freda Plate, ein so reiches Mädchen, und er, der eben erst zum Geschäftsführer aufgestiegen war. Aber dann hatten seine Eitelkeit und seine Selbstsicherheit dieses Bedenken zerstreut. Warum sollte nicht auch Freda Plate an ihm Gefallen finden? Tüchtig und fix im Beruf war er. Sonst hätte der alte Plate ihn ja auch nicht so schnell zum Geschäftsführer avancieren lassen, und auch sonst — er wußte genau, daß seine geschmeidige Gestalt, sein hübsches, blondes Jungengesicht mit den blitzenden Augen und den blitzenden Zähnen den Frauen gefährlich werden konnte. Also mußte man klug sein und beizeiten die Sache mit Margot Körner abbremsen.

Der Zufall war ihm dadurch zu Hilfe gekommen, daß Margot stellungslos wurde. So hatte er einen plausiblen Grund gehabt, sich ihrer zu entledigen. Freilich, einen Skandal durfte es nicht geben. In der Mittelstadt, in der sie hier lebten, gelangte ein Skandal weit über den engeren Kreis auch zu Ohren von Leuten, für die er nicht bestimmt war, zum Beispiel wie Freda Plate. Wenn er daran dachte, daß Margot ihre Todesdrohungen wahrmachen könnte, rieselte ihm doch ein kleiner Schauer der Angst über den Rücken.

„Ach was," dachte er und schüttelte, ärgerlich über sich selbst, den Kopf, „das sind ja Hirngespinste. Damit drohen die Mädels immer nur, um einen Mann festzuhalten. Am besten,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219321019-11/fragment/page=0003

ich spüle mir das unangenehme Erlebnis in heiterer Gesellschaft hinunter."

Auf dem Hinterverdeck des Omnibus stehend, sah er sich um. Gerade bog der Wagen in die Wilhelmstraße ein, dem Hauptverkehrswege der Stadt. An der Ecke lockte ein Lokal mit schreienden Plakaten in bunten Lampen die Passanten heran.

Fritz Stüwe sprang von dem Omnibus ab. Das war die Mitternachts-Bar, einer der Treffpunkte der Lebewelt. Hier war es immer lustig. Hier fand man immer nette Gesellschaft und fesche Frauen.

Fritz Stüwe hatte schon manche Nacht hier in leichtsinnigtoller Gesellschaft verlebt. Und auch jetzt strebte er dem Eingang zu, vor dem ein goldbetreßter Portier mit einem langen Stab in der Hand würdevoll auf und ab ging. Mit vertraulichem Lächeln begrüßte er, die Hand an den Dreimaster haltend, den Stammgast.

„Na, Klose, schon viel Betrieb?" fragte Fritz Stüwe und nickte nachlässig.

„Na, es geht, Herr Direktor," sagte Portier Klose. Ein geschmeicheltes Lächeln ging bei dieser Anrede über das Gesicht Stüwes.

Er ging hastig durch die glänzende Drehtür, während ihm der Portier mit einem unzufriedenen Lächeln nachschaute.

„Knausriger Kerl," dachte er bei sich, „könnt auch mal einen Taler springen lassen. Dabei hat er schon manchmal ganz schön dicke verdient."

Fritz Stüwe hatte inzwischen an der Garderobe seinen Sommermantel und seinen weichen Hut abgegeben. Jetzt trat er in einen kleinen, raucherfüllten Barraum, aus dem die lärmende Musik einer Jazzkapelle ihm entgegenbrandete. Nebenan war der Tanzsaal. Der kristallene Kronleuchter an der Decke bestand aus einer runden Kugel, deren Prismen, von einem Scheinwerfer beleuchtet, in den verschiedensten Farben spielten, während sich diese riesenhafte Kristallkugel langsam drehte. Ein zartes, rosiges Licht lag jetzt über dem ganzen Raum, er machte alle Gesichter unwirklich und wie hinter Schleiern verborgen.

Fritz Stüwe ging schlendernd durch den Raum, nickte hier und dort ein paar Bekannten zu, grüßte ein paar elegante Damen, die mit ihren Kavalieren an kleinen Tischen saßen. Aber er ließ sich weder in der Bar noch in dem bunten Tanzsaal nieder. Er ging wie zufällig durch ein kleines Extrazimmer — wo eine Tapetentür unauffällig in der Wand eingelassen war. Von dort aus gelangte er in den Hof des Vergnügungslokals. Eine eiserne Wendeltreppe führte an der rückwärtigen Seite hinauf. — Das war ein Weg, der nur Eingeweihten bekannt war — den Fritz Stüwe aber nur zu genau kannte. Waren seine Schritte bisher gleichmütig, so kam jetzt eine merkwürdige Hast über ihn. Als zöge diese Wendeltreppe hier im Dunkel ihn mit einer geheimnisvollen Kraft an, so eilte er schnell und schneller hinauf. Seine matten Augen glänzten in einer fieberhaften Erwartung — der ganze Mensch war verändert. Die Wendeltreppe mündete auf den Hinterkorridor eines zweiten Hauses. Es schien unbewohnt bis auf eine Etage. Dort hing ein Schild mit einem handgeschriebenen, unleserlichen Namen. Fritz Stüwe klopfte dreimal in einem bestimmten Rhythmus. Durch das Guckloch der geschlossenen Tür spähte ein Auge. Dann öffnete sich die Tür. Sie gab den Eingang in einen kleinen Hinterkorridor frei — von ihm aus schienen mehrere Räume abzugehen. Fritz Stüwe ging geradeaus, man sah, er kannte den Weg. Der Korridor machte eine Biegung, und nun kam man in eine zweite Wohnung, die offenbar von der ersten Hinterwohnung durchbrochen war. Sie war von außerordentlicher Eleganz und ließ nicht vermuten, auf welchen Schleichwegen man sie erreichte. — Die Wände der Diele, in die Fritz Stüwe nun eintrat, waren mit kostbaren Hölzern bekleidet, an den Wänden standen ein paar Sessel von erlesener Schönheit, und über einer bronzebeschlagenen antiken Kommode glänzte ein goldgefaßter Spiegel im Lichte vielflammiger Wandleuchter. Eine schwere Seidenportiere trennte die Diele halb ab, lebhaftes Stimmgewirr tönte aus dem dahinterliegenden Raum. — „Na, Stüwe, auch da?" fragte ein Herr im Abendanzug, der aus einem Zimmer herauskam, die Hände in den Taschen, „heute ist wieder allerhand los, Woyski spielt wieder tollkühn — und auch die schwarze Frau Sokolska ist da".

„Gehen Sie schon?" fragte Fritz Stüwe. Der elegante Herr nickte. „Mir reicht's heute, ich habe mein Schäfchen im Trocknen. Man darf nicht übermütig werden. Wenn man gut verdient hat, soll man aufhören."

In Fritz Stüwes Augen war ein gieriges Glimmen. Schnell hob er die Portiere. Ein großer, grünbezogener Tisch stand in der Mitte eines Zimmers. Er war erleuchtet von breiten Lampen, die unter tief heruntergehenden Schirmen die ganze grüne Fläche von oben her erhellten. Der Schein lag auf Haufen von Banken, auf roten, blauen und weißen Plättchen. Diese kleinen Plättchen waren zu kleinen Türmchen aufgereiht wie Kinderspielzeug, das schuldlose Kinderhände zu kleinen Bauwerken aufgerichtet haben. Aber man brauchte nur einen Blick auf die Menschen zu werfen, die rund um den grünen Tisch saßen, und man wußte, was sich hier zusammengefunden, war getrieben von Gier und trüber Leidenschaft. Die Gesichter der eleganten Männer und Frauen zeigten eine flackernde Erregung. Die Augen hatten einen trunkenen und fanatischen Glanz. Die Hände, die rastlos die kleinen bunten Beinplättchen sortierten, sie hinüberwarfen auf den grünen Tisch, diese Hände waren von einer kranken Erregung. Sie schienen den magischen Zahlen und Buchstaben entgegenzufiebern, die auf dem Tische aufgezeichnet waren.

„Schon wieder Zero," sagte eine weiche Frauenstimme zu einem Herrn mit fahlblondem Gesicht, „ich habe dir doch gesagt, du sollst auf Zero setzen, nie kannst du auf mich hören." Das Gesicht des Herrn schien nervös zu zucken, wie jetzt der Rechen des Croupiers seine Ships herüberzog.

Fritz Stüwe musterte einen Augenblick die Runde. Dann leuchtete sein Auge auf. Er hatte an der Schmalseite des Spieltisches das Gesicht der dunkelhaarigen Frau entdeckt, das ihm mit einem leisen Grüßen der dunklen Augen entgegenblickte.

(Fortsetzung folgt.)

Es sprach der Baum...

Von Margarete Schubert

Es sprach der Baum: Nun geht es euch ans Leben,
ihr meine Träume all, ihr Blätter grün!
Ich will euch goldenrote Kleider weben,
Daß ihr in großer Schönheit mögt verglühn

Was ich im Schaffensrausch so tief empfunden,
der Lebensströme heimliche Gewalt,
ihr, meine Blätter, durftet es bekunden
in euren Formen, schön und mannigfalt.

Und muß ich mich dem Sturm des Herbstes beugen,
der euch von meinem Herzen reißen will,
ihr sollt im Tanze schwebend es bezeugen:
Die Lebensströme stehen niemals still!

Ihr seid nur eine Welle im Verschäumen,
seid schnell verwehte Sommermelodien...
Fahrt hin... Vom neuen Lenze will ich träumen,
in tausend jungen Knospen ahn' ich ihn...

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219321019-11/fragment/page=0004

(Nachdruck verboten)

Die Probe

Von G. Orgius

Ferdi Steinrück hatte gestern den zweiten Brief gefunden. Diesmal war sogar ein Umschlag dabeigewesen. Nun kannte er auch den Empfänger, es war ein Verkehrsflieger namens Walter Born, anscheinend am hiesigen Flugplatz angestellt. Glücklicher Mann! — Aber sein Traum war zu Ende. Was hatte der Chef aber auch unter den Papiervorräten seiner Sekretärin zu suchen. Lila Papier, Schreibmaschinenschrift: „Geliebter Walter!" usw. Na ja — und der zweite Brief? Nun sah er klar — und quälte sich doch! Prachtvolles Mädel die Ilse Berger! Diese beiden Briefe — so grade und schlicht, kein Zuviel, nichts übertrieben, warm und verständig wie die lieben grauen Augen und der prachtvolle braune Bubenkopf. Ausgerechnet er mußte dieses herrliche Mädchen als Sekretärin haben, die einen andern liebte. — Er seufzte. Ja, dieser Born war wirklich zu beneiden.

Sie konnten nicht heiraten; beide keinen Pfennig Geld. Kleine Ersparnisse bekamen die alten Eltern. — Ferdi trat vom Fenster seines Privatbüros an den Schreibtisch.

Ich will die beiden prüfen — und wenn sie die Prüfung bestanden haben, will ich ihnen die Heirat ermöglichen. Auf die Ilse kann ich mich ja verlassen, aber ob Herr Born . . .?"

Ferdi hob den Hörer vom Telephon. „Fräulein Berger? Ja? Bitte lassen Sie mich von der Zentrale mit München verbinden — Freisinger & Co. — haben Sie? — Schön, bitte das Gespräch hier zu mir aufs Zimmer, danke!" Ferdi wartete einen Augenblick. Sein Plan war fertig. Hoffentlich klappte alles. Dann hob er den Hörer wieder ab. „Fräulein — bitte Arminius 0732." — Ist dort Flugplatz? Ja? Bitte die Leitung. — Hier ist der Inhaber der Firma Steinrück & Co. Kann ich für morgen vormittag ein Flugzeug nach München bekommen? Ja? Schön! Sagen Sie, haben Sie dort einen gewissen „Born" angestellt? Walter? Jawohl, das stimmt. Ihr bester Flieger? Kann er morgen das Flugzeug führen? Schön! Um 10 Uhr? Ich will eine angestellte Dame mit eiligen Papieren nach München schicken. Also um 10 Uhr — danke." So, das wäre erledigt. Nun müßte man ihr Zeit geben, damit sie ihren Auftrag vielleicht noch mit dem Born besprechen konnte. — Da schwirrte wieder das Telephon. „München? Freisinger & Co.? Fräulein, bitte Herrn Freisinger . . . Hier Ferdi — Tag Kurt! Na, was machst du Gutes? Du stirbst? Vor Langeweile? Also blendender Geschäftsgang? Na warte, ich sorge für Abwechslung. Paß einmal auf. Ich schicke dir morgen ein reizendes Mädel. Meine Sekretärin. Sie bringt dir einen Brief mit den Papieren, von denen wir neulich sprachen. Ich sage ihr aber, es wäre eine bedeutende Geldsumme darin, 20 000 RM., verstanden?! Ja, ja — Treuprobe — ganz recht. Und du gibst ihr bitte eine Quittung über den Brief mit, ja? Mit dem Nachmittagszug kann sie wieder abfahren. — Mit dem Flugzeug — um 2 Uhr. So, nun stirb weiter. Auf Wiedersehen — danke — danke!" — Na, nun war alles in Butter. Ferdi sah nach der Uhr. Gleich drei. Dann kann er heute auch einmal etwas früher nach Hause. Was würde sie zu ihrem Auftrag sagen? War das nicht eigentlich alles Unsinn? Nein, sie sollten in Versuchung kommen. Die Schweizer Grenze war nahe. Und wenn der Born ein ganzer Kerl war, dann wollte er sie beide glücklich machen. Dann sollte das liebe Mädel soviel haben, daß sie leben konnten. — Ferdi griff nach dem Klingelknopf und drückte dreimal darauf. Leise öffnete sich die große, ledergepolsterte Tür. „Ach, Fräulein Berger, bitte nehmen Sie hier Platz. Ich habe einen wichtigen Auftrag für Sie. — Ich habe vorhin mit München telephoniert. Freisinger & Co., der Chef, ist ein guter Freund von mir. Er ist mit Lohngeldern in Verlegenheit. Ich gehe jetzt zur Bank und hole die Summe in bar ab. Es sind einige 20 000 RM. Die Scheine siegle ich Ihnen in einen großen Umschlag und Sie fahren damit morgen nach München und übergeben sie gegen Quittung. Sie haben ja eine Aktentasche, da kann das Kuvert hinein. Sind Sie schon einmal geflogen? Nein? Na, das wird Ihnen Freude machen."

Ilse klatschte vor Freude in die Hände, ihre Augen leuchteten. „Ja, nun kommt aber noch etwas Wichtiges," fuhr Ferdi ernster werdend fort, „Sie müssen für alle Fälle dem Flugzeugführer sagen — es ist F 202, bitte schreiben Sie sich das auf —, daß Sie diese Summe bei sich führen." Er lächelte. „Die Tasche kann also nicht als Ballast abgeworfen werden! Es ist eine Menge Geld. Nicht wahr, davon kann man sehr lange leben. — Und nun machen Sie fertig, was Sie noch in Arbeit haben und legen es mir gleich zur Unterschrift vor. Ich gehe inzwischen zur Bank. Für den Rest des Tages sind Sie beurlaubt . . ." — Ilse war überglücklich. Das war doch etwas anderes, als ewig an der Maschine sitzen. Nun konnte sie sich doch einmal persönlich für ihn einsetzen! Hundert Millionen hätte sie für ihn bis ans Ende der Welt geschleppt. — Und fliegen durfte sie! Es war nicht auszudenken! Wenn nur morgen gutes Wetter wäre. — Mit einem Male wurde sie ernst. Aber — wenn nun etwas passierte? Wenn sie abstürzte? Auch daran mußte man denken . . . Sie stürmte in ihr Arbeitszimmer, kramte schnell einen Bogen Briefpapier hervor und schrieb mit Bleistift ein paar hastige Zeilen hin. Dann schloß sie den Umschlag. „An Herrn Ferdi Steinrück . . ."

F 202 stand startbereit vor der Halle. Der Flieger Born stülpte den Sturzhelm auf und zog die Handschuhe an. — Fabelhaftes Wetter, dachte er, die reine Spazierfahrt. Da erschien Ilse mit einem Beamten. „Tag, Herr Born! Was sagen Sie nun? Ich als Ihr Fluggast!" Born blieb der Mund offen. „Das ist ja ein witziger Zufall, Fräulein Berger! Ich überlegte schon, was für eine alte Tante ich nach München schaukeln müßte. Wo ist denn Ihr vielgeliebter Chef, wie? Wollen Sie etwa ohne ihn . . ." „Jawohl, Herr Born, ohne ihn zwar, aber — für ihn," lachte Ilse. „Und hier in der Tasche habe ich 20 000 RM. bares Geld, also ein bißchen Vorsicht, wenn ich bitten darf." Der Flieger wollte sich totlachen. „Schließlich sind Sie ja auch noch etwas wert, ich kann mir zum Beispiel denken, daß ich schon Ihretwegen keinen Bruch machen möchte. Und dann will ich Ihnen verraten, daß ich schon mit größeren Summen geflogen bin . . ." Eine Glocke ertönte. Born öfnete die Tür. „So — da ist schon der Mann mit der Flagge. Nun klettern Sie mal in Ihren Salon, Fräulein Berger." Krachend flog die Tür zu und bald darauf hieb der Propeller knatternd durch die klare Luft.

Ilse hatte keine Augen für ihren Führer, den sie durch die Scheibe vor sich sitzen sah. Ihr ging eine Frage durch den Kopf, die sie nicht zu lösen vermochte — nicht zu lösen wagte. Weshalb hatte Ferdi sie auf die Reise geschickt, ausgerechnet sie? Warum nicht einen Kassierer oder Prokuristen . . . Hatte er die Briefe gefunden? Mit einem Male schoß ihr ein Gedanke durch den Kopf. Warum führte denn der Born zufällig ihr Flugzeug. — Oder war das kein Zufall . . .?

Am nächsten Morgen trat Ferdi aus seiner Villa und bestieg den Wagen. Ihm war nicht so recht zu Mute. Und dabei hätte er sich doch darauf freuen sollen, was er heute vor hatte. Aber die dumme Ungewißheit! Würde sie ihn enttäuschen . . .? Er wollte sich auf andere Gedanken bringen und entfaltete die Zeitung. Seine Augen flogen über das erste Blatt. — Was war das?! Ihm stockte das Herz, das war doch gar nicht auszudenken. Alles Blut war aus seinem Gesicht verschwunden. „F 202" auf dem Münchener Flugplatz bei der Landung verunglückt! Er mußte genau hinsehen, die Zeilen verschwammen ihm vor den Augen . . . Flugzeug zertrümmert . . . Die beiden Insassen verletzt . . . Ferdi sprang nach vorn zum Chauffeur: „Karl, nicht aufs Büro — so schnell wie möglich zum Flugplatz!" Wenige Minuten später stand er schon vor den Herren der Direktion. Die lächelten. „Gar nichts von Bedeutung, Herr Steinrück, zwei ganz leichte Schrammen haben die beiden. Der Bericht ist furchtbar übertrieben! Herr Born war gestern abend mit dem Flugzeug schon wieder zurück, kreuzfidel. Da kommt er gerade . . ." Ferdi war nicht zu halten. „Herr Born, herzlichen Glückwunsch! Kommen Sie mit — ich brauche Sie für eine halbe Stunde. Bitte schnell. Die Tasche ist abgeliefert? Sie müssen aber trotzdem mitkommen!" Er zog den Widerstrebenden mit sich fort. „Da steht schon mein Wagen, kommen Sie schnell . . ."

Und nun saß er tiefatmend und befreit in seinem Sessel vor dem Schreibtisch. Der Flieger hatte seinen Bericht beendet. Ferdi hielt ihm die Hand hin. „Ich bin Ihnen zu

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219321019-11/fragment/page=0005

großem Dank verpflichtet, Herr Born, außer dem Geld hatten Sie ja noch wertvolleres an Bord." Er lächelte. „Ihre Braut . . ." Walter Born begriff nicht. „Fräulein Berger ist doch mit mir geflogen, ich kenne sie nur flüchtig. — Ich bin gar nicht verlobt . . . Sie muß schon wieder hier sein, sie fuhr gestern mit dem Nachmittagszuge . . ." Ferdi sprang auf und riß die Uhr aus der Tasche, daß sie beinahe auf die Erde gefallen wäre. „Sie müssen mich entschuldigen, lieber Herr Born, ich habe es sehr eilig." Rasch warf er ein paar Zeilen aufs Papier und übergab es dem Flieger, den er zur Tür drängte. „Bitte, gehen Sie an meine Kasse — eine kleine Anerkennung, nichts weiter. Nein, keinen Dank. Auf Wiedersehen!" — Einen Augenblick stand er aufatmend still, fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Dann ging ein Leuchten über sein Gesicht. Langsam schritt er zur Klingel und drückte dreimal auf den weißen Knopf.

Da stand sie vor ihm mit strahlenden Augen, den linken Arm in der Binde. Ein schmerzliches „Oh" entfuhr seinen Lippen. „Sie Aermste!" Fest drückte er die freie rechte Hand. Ach, gar nicht, Herr Steinrück, herrlich war es! Es ging ja alles gut. Es war unbeschreiblich schön!" Sie öffnete ihre Mappe. „Hier ist die Quittung — und einen schönen Gruß soll ich bestellen!" Aber die linke Hand war doch ein bißchen ungeschickt. Zwei Briefe flatterten auf die Erde. Ferdi bückte sich. Mit einem kleinen Schreckensruf wollte ihm Ilse den lilafarbenen Umschlag entreißen. „Was wollen Sie denn," lachte er, „er ist doch für mich!" — Ein tiefes Rot überzog ihr Gesicht. Nun war es zu spät! — Ferdi ließ den Bogen sinken und sah ihr tief in die Augen. „Wenn ich verunglücken sollte, dann sterbe ich wenigstens für Dich — — — und nun du lebst, Ilse, was nun?!" — Als sie sich aus seinen Armen losmachte und die Freudentränen abgewischt hatte, kam gleich wieder das liebe schelmische Lächeln: „Und die Briefe an Herrn Born habe ich nur geschrieben, um dich eifersüchtig zu machen . . ."

Eine unsinnige Wette

Skizze von B. Vicenz

Zu welch bösen, ja mitunter unheilvollen Folgen am Biertisch abgeschlossene Wetten führen können, möge folgende kleine Geschichte zeigen.

Um den Stammtisch des Dorfkrugs „Zum schwarzen Adler" in G. saßen einige junge Burschen und unterhielten sich beim Glase Bier über alle möglichen und unmöglichen Dinge. Unter anderem kam man auch auf Gespenstergeschichten zu sprechen. Die haarsträubendsten Sagen und Erzählungen, die man von Eltern und Großeltern gehört hatte, erlebten hier ihre Auferstehung. Bei der abergläubischen Veranlagung nicht bloß der weiblichen, sondern auch der männlichen Landbevölkerung war es gar nicht verwunderlich, daß dieses Thema eine schier unerschöpfliche Behandlung erfuhr. Nur einem der jungen Leute war diese Art der Unterhaltung unangenehm. Hans Langer, ein großer, kräftiger Bursche von etwa 22 Jahren, war Freigeist und jeglichem Aberglauben abhold. Wie schon so oft, versuchte er auch heute wieder, seinen Freunden das Lächerliche ihres Glaubens an übernatürliche Dinge klarzumachen und sie zu seinen realeren Anschauungen zu bekehren. Er hatte damit aber wenig Erfolg. Im Gegenteil, je mehr er sich über ihre Dummheit, wie er ihr Verhalten bezeichnete, ereiferte, desto stärker hielten sie an ihrem Aberglauben fest. Hans hatte schon öfter seinen Freunden gegenüber mit seiner Furchtlosigkeit geprahlt, und diese wieder hatten schon lange nach einer Gelegenheit gesucht, Hans einmal auf die Probe zu stellen. Heute endlich glaubten sie den Zeitpunkt gekommen, an welchem Hans beweisen könnte, wie weit seine Furchtlosigkeit reiche. Sie steckten die Köpfe zusammen und berieten, auf welche Weise man Hans prüfen wollte. Das Resultat dieser Beratung gipfelte in dem Vorschlag folgender unsinnigen Wette:

Die Freunde hinterlegen beim Krugwirt einen von ihnen gemeinsam aufgebrachten Betrag von 25 RM., den gleichen Betrag habe Hans dagegenzusetzen. Diese 50 RM. sollten ihm gehören, wenn er sich heute nacht, Punkt 12 Uhr, auf den nahegelegenen Friedhof begebe, dort die am Fußende eines bestimmten Grabhügels steckende Nummerntafel entferne und sie den Freunden als Beweis, daß er dort gewesen, überbringe. Führe er diese Wette gar nicht oder nicht vorschriftsmäßig aus, dann falle der hinterlegte Betrag zu gleichen Teilen an die Freunde.

Hans erklärte sich einverstanden. Er ließ sich vom Krugwirt den Friedhofschlüssel geben, und mit dem zwölften Glockenschlag verließ er den Dorfkrug. Alles war nun gespannt, wie Hans sich aus dieser Affäre ziehen würde. Wenn alles glatt ging, hätte er in gut 20 Minuten zurück sein können. Eine halbe Stunde war schon vergangen, doch von Hans noch nichts zu sehen. Es verging noch eine halbe Stunde, und man schaute sich kopfschüttelnd an, wagte aber noch nicht, irgendeine Meinung zu äußern. Plötzlich platzte einer der Freunde mit der Bemerkung heraus: „Der wird wohl den Teufel getroffen haben, und nun knobeln sie beide um Hansens Seele." Der erwartete Heiterkeitsausbruch blieb aber aus, und es wurde still um die Freunde.

Als Hans nach Verlauf von 1½ Stunden noch nicht zurückgekehrt war, war man allgemein der Ansicht, daß ihm wohl doch der Mut zur Ausführung der Wette vergangen und daß er anstatt nach dem Friedhof nach Hause gegangen sei. So wünschte man sich denn „Gute Nacht" und ging.

Am andern Morgen verbreitete sich im Dorf wie ein Lauffeuer die Kunde: Langers Hans habe man heute früh auf dem Kirchhof in einer frisch aufgeworfenen Gruft tot aufgefunden. In kurzer Zeit stand der ganze Friedhof voll Neugieriger, und die schauerlichsten Gerüchte schwirrten umher. Als die Polizei kam, wurde der Friedhof abgesperrt, und die ersten Untersuchungen begannen. Doch nichts fand sich, was auf die Ursache des Unglücksfalls schließen ließ. Ein aus der Kreisstadt herbeigerufener Kriminalbeamter hatte von der am Abend vorher abgeschlossenen Wette gehört. So beschloß er, am Abend zu der gleichen Zeit, zu welcher der Tote am Abend vorher den Friedhof betreten hatte, sich selbst einmal dorthin zu begeben. Punkt 12 Uhr betrat der Beamte mit dem Polizeidiener den Friedhof und eilte sofort zu dem Hügel, von dem Hans die Tafel entfernt hatte. Sie lag noch an derselben Stelle, an der er sie aus irgendeinem Grunde hatte fallen lassen. Es war eine stockdunkle Nacht. In dem Moment, als sich der Kriminalbeamte niederlassen wollte, um den Boden um den Hügel herum zu untersuchen, vernahm er einige langgezogene klägliche Laute. Blitzschnell drehte er sich um und sah, wie ihn zwei grünlich schillernde feurige Augen anstarrten. Mit einem Satz sprang er über den nächsten Hügel und stand neben einem von einer Trauerweide halb verdeckten Grabkreuz, von dem sich soeben ein großer Vogel mit rauschenden Flügelschlägen entfernte. Nun fiel es dem Beamten wie Schuppen von den Augen. Diese Eule war die Ursache zu dem Tode Hans Langers. Klar lag nun der ganze Verlauf des Unglücksfalls: Hans hatte, nachdem er die Tafel entfernt, die Schreie der Eule gehört, hatte beim Umschauen in die feurigen Augen geblickt und war dann, von Angst gepackt, davongerannt. In der begreiflichen Aufregung hatte er auf der Flucht das offene Grab übersehen und war kopfüber in die etwa zwei Meter tiefe Grube gestürzt. Dabei hatte er sich das Genick gebrochen.

So endete ein hoffnungsvolles, blühendes Menschenleben infolge einer im Uebermut und Alkoholrausch abgeschlossenen unsinnigen Wette.

Druck der Otto Elsner Buchdruckerei K.-G., Berlin S 42. — Verantwortliche Schriftleitung: Ulrich von Uechtritz, Berlin W 30.
Unverlangte Beiträge an die Schriftleitung, Berlin S 42, Oranienstraße 140, können nur Erledigung finden, wenn Rückporto beigefügt wird.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219321019-11/fragment/page=0006

Das Leben im Wort

Nr. 42 ✶ Unterhaltungsbeilage ✶ 1932

ROMAN VON L. SANDEN

Am Scheidewege

Zweite Fortsetzung

Auf sein „Herein" erschien eine ältere Frau in einfachem, aber geschmackvollem, dunklem Kleid mit einem freundlichen Gesicht und mütterlichen, blauen Augen unter schneeweißem Haar: „Guten Abend, Mutter Peuker," sagte Horst Wallner und ging der alten Dame herzlich entgegen, „seien Sie mir nicht böse, daß ich Sie so spät noch aus Ihrer Ruhe aufgestört habe. Ich bringe Ihnen hier ein junges Menschenkind, das Ihre mütterliche Sorge, so scheint es mir, gut brauchen könnte. Fräulein Margot," er stutzte und sagte lachend, „ja, den weiteren Namen weiß ich nicht. Aber das wird Fräulein Margot Ihnen alles selbst erzählen. Ich glaube, es wird ganz richtig sein, wenn ich Sie beide jetzt allein lasse."

Frau Peuker hatte mit einem forschenden Blick auf das junge Mädchen gesehen, das scheu und blutübergossen mit schlaff hängenden Armen dastand. Ihre Menschenkenntnis sagte ihr sofort, daß diese klaren braunen Augen, die jetzt von Angst und Verwirrung verdunkelt waren, daß dies reine Oval des schmalen Gesichtchens mit dem scheuen Munde Ausdruck einer reinen und sauberen Seele waren. Das hellgrüne, leichte Wollkleidchen zeigte eine geschmackvolle Einfachheit.

Langsam hob Margot den Blick und sah Frau Peuker bittend und flehend an.

Frau Peuker nickte ihr ganz schnell zu und meinte:

„Ich glaube auch, Herr Direktor, es ist besser, wenn wir beiden Frauen jetzt erst ein Viertelstündchen allein plauschen."

„Also hab ich wieder mal das Richtige getroffen," meinte Horst Wallner, „vor allem aber sorgen Sie bitte dafür, daß Fräulein Margot etwas zu sich nimmt. Ich habe bereits dem Diener Bescheid gesagt, und dann, meine gute Mutter Peuker, lassen Sie bitte Fräulein Margot das kleine Gastzimmer neben Ihrem Zimmer zurechtmachen. Ich glaube, sie wird sich dort wohler fühlen als in den großen Besuchszimmern der ersten Etage. Und nun kleines Fräulein: Kopf hoch und frischen Mut! Wenn Sie erst einmal richtig ausgeschlafen haben, wird das Leben schon wieder ganz anders aussehen."

Er reichte Margot mit festem Druck die Hand, verabschiedete sich dann von der Hausdame und ging hinaus, gerade als der Diener auf einer silbernen Platte einen erlesenen Abendimbiß hereinbrachte.

Aber auch Horst Wallner kam noch lange nicht zur Ruhe. Er ging in seinem Herrenzimmer, das neben dem Eßzimmer gelegen war, hin und her und horchte auf die leisen Stimmen, die durch die geschlossene Tür zu ihm hereindrangen. Es mußte ein langes Gespräch sein, das diese kleine Margot mit seiner guten alten Frau Peuker führte. Aber es war recht so. Er wußte selbst aus eigener Erfahrung, was die Aussprache mit einem gütigen, älteren Menschen für ein verängstigtes junges Herz bedeuten konnte. Erst nach langer Zeit klappte nebenan die Tür, und er hörte, wie Frau Peuker in der Diele sagte:

„Das ist alles nicht so schlimm, Kindchen, kommt Zeit, kommt Rat. Nun aber schnell ins Bett und keine trüben Gedanken mehr. Das bitte ich mir aus. Herr Wallner freut sich, wenn Sie ihm morgen mit klaren Augen und mutigem Herzen entgegenkommen."

— — — — — — — — — — — —

Fritz Stüwe war es doch ein wenig unbehaglich zumute, als er nun auf dem Autobus dem Zentrum der Stadt entgegenrollte. Eine verteufelte Geschichte war das mit den Weibern, die nie verstehen konnten, daß einmal Schluß sein mußte. Nun ja, Margot hatte vielleicht ein Recht gehabt, zu glauben, daß es ewig zwischen ihnen gehen würde und daß er sie einmal heiraten würde. Aber wer konnte für die schlechten Zeiten? Für so dumm konnte sie ihn doch wirklich nicht halten, daß er sich mit einer vermögenslosen Frau schleppte. Aber unheimlich war ihm doch gewesen, als sie mit verzweifelter Stimme sagte:

„Das überlebe ich nicht, Fritz." Eine schöne Geschichte würde das geben, wenn das dumme Mädel sich vielleicht doch was antun würde. Man wußte in der Firma, in der er Geschäftsführer geworden, ganz genau, daß er mit Margot Körner „gegangen" war. So hatte er es den Kollegen immer bezeichnet. Denn niemals hatte er in der Firma zugegeben, daß Margot Körner sich mit vollem Recht als seine Braut betrachten konnte. Sogar Fräulein Freda Plate hatte ihn ein paarmal mit Margot gesehen, wenn sie ihn vom Geschäft abholte --- und ein spöttischer Blick war ihm gefolgt.

Seit er Geschäftsführer war, hatte er es ängstlich vermieden, sich von Margot abholen zu lassen. Es war nicht nötig, daß man an eine feste Beziehung zwischen ihm und Margot glaubte. Man konnte nie wissen, wie seine Karriere einmal laufen würde. Bei dem Sommerfest, das die Firma alljährlich ihren Angestellten gab, war es ihm gewesen, als hätte die stolze Freda Plate den neuen Geschäftsführer ihres Vaters wärmer angesehen, als es sonst ihre Art war. Da hatten sich Gedanken und Ueberlegungen in Fritz Stüwes leichtsinnigen, hübschen Kopf eingesponnen, die es ihm rätlich erscheinen ließen, seine Beziehung zu Margot nicht mehr vor
wenn diese stolze, hübsche
interessierte? Zuerst war i
wegenes erschienen: Freda
er, der eben erst zum Gesch
dann hatten seine Eitelkeit
denken zerstreut. Warum so
Gefallen finden? Tüchtig
hätte der alte Plate ihn ja
führer avancieren lassen, und
seine geschmeidige Gestalt, s
mit den blitzenden Augen un
gefährlich werden konnte. A
zeiten die Sache mit Margot

Der Zufall war ihm
Margot stellungslos wurde.
gehabt, sich ihrer zu entledig
es nicht geben. In der M
gelangte ein Skandal weit üb
von Leuten, für die er nich
Freda Plate. Wenn er dara
drohungen wahrmachen kön
Schauer der Angst über de

„Ach was," dachte er
selbst, den Kopf, „das sind j
Mädels immer nur, um ein

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219321019-11/fragment/page=0007